

Psychologie. Wiener Forscher wollen in Museen und am Donaukanal erproben, wie die Menschen Ästhetisches erleben.

VON ALICE SENARCLENS DE GRANCY

An den Wänden von Helmut Leders Wohnung hängen vorwiegend eigene Werke: ein in dunklen Farbtönen gehaltenes Ölbild aus der Jugend und neuere, abstrakte Bilder, teilweise auch Collagen. Die Kunst begleitet ihn schon sein ganzes Leben lang. Um zu begreifen, wie Ästhetik wirkt, hat er sich einst für das Psychologiestudium entschieden. 2004 begründete er mit seiner Berufung an die Uni Wien den Forschungsschwerpunkt Empirische Ästhetik und entwickelte ein Modell des ästhetischen Erlebens: Es beschreibt mögliche Prozesse, die beim Betrachter ablaufen, wenn er Kunst genießt.

Nein, eine allgemeine Definition für Schönheit existiere nicht, so Leder. „Wir bezweifeln, dass es etwas gibt, das alle Menschen schön finden.“ Vielmehr habe sich das Schönheitsempfinden aus Sicht seiner Disziplin biologisch entwickelt und sei individuell ganz unterschiedlich ausgeprägt. Diese Vielfalt sei ein Segen: Sonst würden wir alle dieselben Partner oder dieselbe Kunst lieben und alle Wohnungen würden gleich aussehen.

Liegt die Schönheit also, wie der Volksmund meint, ganz einfach im Auge des Betrachters? Leder schüttelt den Kopf. Die Verkürzung sei zu trivial, der Mensch und all die Aspekte, die ihn beeinflussen, zu komplex. Anders als die Philosophie der Ästhetik gehe man zudem nicht normativ vor: „Wir heben nicht den Zeigefinger. Wir wollen ergründen, wo der individuelle Geschmack der Menschen herkommt“, erläutert Leder.

Spaziergang für die Forschung

Was wir schön finden, erforschten Wahrnehmungspsychologen bisher vor allem im Laborexperiment. Mit dem Vorteil, dass sich dort alle Bedingungen kontrollieren lassen; mit dem Nachteil, dass das tägliche Leben, in dem man Schöner in ganz unterschiedlichen Facetten begegnet, ausgeklammert bleibt. Das soll sich nun ändern. „Wir

Die Schönheit und wo sie uns überall begegnet



Architektur und Graffiti, Bäume und Wasser – ein Spaziergang am Donaukanal kann viel Schönes bringen.

[Clemens Fabry]

wollen hinaus – und nicht nur viele Bildchen am Bildschirm zeigen“, sagt Leder. Denn draußen „im Feld“, wie Psychologen sagen, fänden oft die bewegenderen, intensiveren Erlebnisse statt. Das sieht auch Eva Specker so, die 2016 aus Amsterdam für ihr Doktorat bei Leder ans Institut für Psychologie der Kognition, Emotion und Methoden kam, und nun das vom Wissenschaftsfonds FWF geförderte Projekt leitet: „Ästhetische Episoden sind im Alltag überall anzutreffen. Wir Menschen können alles schön finden, auch eine Wasserflasche.“

Nicht nur ein Museumsbesuch, auch ein Spaziergang durch die Stadt könne ästhetische Erlebnisse bringen. Beide Szenarien sollen im Projekt, das mit dem Sommer Fahrt aufnimmt und an dem auch zwei Doktoranden beteiligt sind, getestet werden. Man wolle die Probanden etwa einladen, am Donaukanal entlang zu flanieren, schildert Specker: „Dort sieht man

Architektur und Graffiti, also von Menschen Gemachtes, aber auch Bäume und Wasser, also Natürliches, das man schön finden kann.“ Dabei will man outdoor untersuchen, was die visuelle Aufmerksamkeit auf sich zieht. Eye-Tracking-Systeme sollen die Augenbewegungen der Probanden verfolgen. Frühere Forschung im Labor habe bereits gezeigt, dass Schönheit den Blick anzieht, erzählt Leder. Der Effekt sei so stark ausgeprägt, dass man auf diese Weise erkennen könne, welches Objekt jemand schöner findet.

Schönheit macht uns froh

In früheren FWF-Projekten zeigte er außerdem, dass ästhetisches Erleben positive Emotionen erzeugt: „Schönheit löst Kleinepisoden von Happiness aus, auch auf der nicht bewussten Ebene“, erklärt er. Selbst wenn man Leuten Gesichter oder Muster für so kurze Zeit zeige, dass sie gar nicht genau wüssten,

was sie gesehen haben, könne man über den Lächelmuskel feststellen, dass sie etwas Schönes gesehen haben – eine kleine Elektrode an der Wange erfasst dabei die Muskelaktivität. Auch das soll nun abseits steriler Versuchsräume untersucht werden. Zusätzlich ist eine Tagebuchstudie geplant: Die Probanden sollen mehrere Wochen am Handy angeben, welche Objekte in ihrem Umfeld sie schön finden. Zusätzlich notieren sie, wenn sie etwas ganz besonders Ästhetisches sehen. „Damit wir ganz wichtige Momente nicht verpassen“, sagt Specker.

Umgeben man sich, wenn man sich auf wissenschaftlicher Ebene ständig damit befasst, auch sonst gern mit Schöner? Durchaus, meinen beide. „Wenn ich einen Raum selbst gestalte, fühle ich mich besser“, sagt Specker. Hinter ihr hängt – unter anderem – ein Kunstwerk ihres Doktorvaters Helmut Leder im Büro.

NACHRICHTEN

Grund für Abmagerung bei Krebs gefunden

Wer an Krebs erkrankt, nimmt oft auch lebensbedrohlich viel Gewicht ab. Ein Fünftel stirbt sogar daran. Die Gründe für diese sogenannte Kachexie hat nun ein Forschungsteam der Universität Graz herausgefunden: Nicht der Tumor gibt das Signal zum Fettabbau, schuld daran soll eine fehlerhafte Kommunikation zwischen verschiedenen Zelltypen sein.

Tablette soll so manche Spritze ersetzen

Eine Spritze in den Arm ist nicht jedermanns Sache. Wiener Forscher wollen sie deshalb durch spezielle Tabletten ersetzen: Dabei bringen Hüllbestandteile von Mikroben, die im Yellowstone-Nationalpark, USA, entdeckt wurden, die Wirkstoffe sicher durch den Magen und entlassen sie dann im Darm.

Zentraler Baustein in Immunzellen entdeckt

Wenn das Immunsystem aufgrund einer Fehlsteuerung körpereigene Strukturen angreift, kann das Autoimmunerkrankungen auslösen. Diese sind zwar bis heute nicht heilbar, können aber durch Therapien in ihrem Fortschreiten gebremst werden. Wiener Forscher haben nun einen zentralen Signalweg in Immunzellen entdeckt, der zur Entwicklung eines neuen Behandlungsansatzes beitragen könnte. Die Studie wurde kürzlich im Journal *Cell Reports* veröffentlicht.

Junge Männer leiden öfter an Adipositas

Ein Forschungsteam der Medizin Wien zeigte in einer Langzeitstudie, dass immer mehr Männer an krankhaftem Übergewicht leiden. Vor allem Adipositas Grad 2 (ab BMI 35) und 3 (ab BMI 40) haben demnach überproportional zugenommen. Die Basis für die im Fachjournal *Obesity Surgery* publizierte Studie bildeten Gesundheitsdaten der Stellung beim österreichischen Bundesheer.

Adelige Geschwister und die Vermögensfrage

Geschichte. Erbschaften schaffen innerfamiliär sowie gesellschaftlich Ungleichheit. Wie adelige Familien in Niederösterreich einst damit umgingen und was daraus folgte, ist Gegenstand neuer sozialhistorischer Forschung.

VON MARIELE SCHULZE BERNDT

Vererben und Erben ist eine hochemotionale Angelegenheit. Unter Geschwistern kann es zu lebenslangen Ressentiments kommen, wenn durch Testamente Gefühle der Benachteiligung entstehen, abgesehen von der Vermögensfrage. Wie sich Vermögenstransfers im Adel vom 16. bis zum 18. Jahrhundert auf familiäre Beziehungen auswirkten, untersuchen Florian Andretsch und Claudia Rapberger in einem von Margareth Lanzinger geleiteten und vom Wissenschaftsfonds FWF finanzierten Projekt.

„Die Macht und das Vermögen des Adels leiten sich wesentlich aus seinem Grundbesitz ab. Deshalb wurde spätestens seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch das Prinzip der Primogenitur zunehmend versucht, das Vermögen zu konzentrieren“, erklärt Lanzinger. Das Vermögen fiel damit im Erbfall an den ältesten männlichen Nachkommen. Durch Fideikommiss, die mit einem Teilungs-, Veräußerungs- und Belas-

tungsverbot von Grund und Boden verbunden waren, verstetigten manche Adelfamilien diese Erbfolge und die Besitzkonzentration. Adelige Töchter gingen, abgesehen von Mitgift und Ausstattung, bereits seit dem späten Mittelalter üblicherweise (nicht immer) leer aus. Neffen der väterlichen Linie wurden bisweilen gegenüber Erbtöchtern als Besitznachfolger vorgezogen. Primogenitur und Fideikommiss verstärkten den Ausschluss vom Familienerbe an liegenden Gütern auch für jüngere Söhne. Zum Fideikommiss in Österreich existiere, so Lanzinger, noch keine umfassende historische Forschung.

Frauen als Haupterben

Testamente, Erbregelungen und Briefwechsel der Familie Lamberg zu Ottenstein zeigen, dass die Praxis flexibel sein konnte. So erbten mehrere Brüder Liegenschaften oder verkauften sich gegenseitig ihr Erbteil. Teilweise wurden auch Frauen als Haupterben oder gar als Fideikommiss-Erben einge-

setzt. So übernahm die in die Familie Lamberg zu Ottenstein einheiratende Katharina Eleonora von Sprinzenstein Ende des 17. Jahrhunderts mangels männlicher Nachkommen die Fideikommissgüter ihres verstorbenen Vaters. Sie selbst übertrug das Vermögen – mit dem Namen ihrer Herkunftsfamilie – wiederum an einen Mann: ihren ältesten Sohn Karl-Joseph von Lamberg-Sprinzenstein.

„In Niederösterreich deutet einiges auf eine weniger strikte und ausschließende Vater-Sohn-Folge von Gütertransfers im Adel hin. Unter Geschwistern, aber auch unter entfernteren Verwandten“, erklärt Lanzinger. „Obwohl in den

LEXIKON

Mit dem Fideikommiss wurde seit Anfang des 17. Jahrhunderts in Österreich die Erbfolge des ältesten Sohnes durch ein Testament oder eine Stiftung auf Dauer festgesetzt. Damit verbunden war üblicherweise ein Teilungs-, Veräußerungs- und Belastungsverbot für Grundbesitz.

Adelfamilien relativ häufig Fideikommiss existierten, scheint die Geschlechterpolitik offener gewesen zu sein.“ Dies könnte mit einer Rechtskultur zusammenhängen, die Frauen auch in bäuerlich-handwerklichen Milieus gleichberechtigte Besitzrechte zugestand.

Das Projekt will sowohl die Vermögensverhältnisse als auch die Art der Vermögensübertragungen untersuchen. Welche Folgen die dadurch entstehende Ungleichheit für das Verhältnis der Geschwister untereinander hatte, soll anhand von Klagen und Briefwechseln erforscht werden. „Aus Erbverträgen und Testamenten geht ja nicht hervor, wie sich die Ungleichbehandlung auf die Beziehungen ausgewirkt hat“, so Lanzinger. Korrespondenz könne sichtbar machen, welche Geschwister kooperierten, welche konkurrierten und wer in Konflikten vermittelte. Die Familienbestände der Lamberg-Ottenstein, der Harrach und der Starhemberg, die durchwegs alle Fideikommiss-Regelungen aufweisen, werden daraufhin untersucht.

Drei Länder, drei uneinige Sichtweisen

Forscher erarbeiten geteiltes Geschichtsverständnis.

In den Klassenzimmern des Alpe-Adria-Raums trifft man auch heute noch auf unhinterfragte nationalistische Erzählungen von Ereignissen. Ein Pilotprojekt des Slowenischen Wissenschaftlichen Instituts in Klagenfurt sucht nun nach einem gemeinsamen Verständnis der Geschichte Österreichs, Sloweniens und Italiens. „Das Wahrnehmen des jeweils anderen als Bedrohung wurde in der Vergangenheit immer wieder gegenseitig verstärkt“, erklärt Daniel Wutti von der Pädagogischen Hochschule Kärnten.

Ein gemeinsames Geschichtsverständnis soll dem entgegenwirken. Vorerst steht die Zeit zwischen 1848 und 1914 im Fokus, für die grenzübergreifend mehrsprachige Unterrichtsmaterialien entwickelt werden. Nachfolgeprojekte sollen sich späteren, brisanten Zeiträumen widmen. (APA)